

Es war einmal...

Eine Weihnachtsgeschichte

Bruna Moehl



Als Kinder durften wir noch an Märchen glauben. Mit staunenden Augen lauschten wir den Erzählungen von guten und bösen Königen mit funkelnden Kronen, die in goldenen Kutschen reisten und von goldenen Tellern assen. Feen, Elfen, Hexen, Riesen und Zwerge rumorten in unseren Träumen herum und entfachten die wildesten Fantasien.



Schneewittchen



Dornröschen



Der Froschkönig



Hänsel und Gretel



Daumensdick

Aber nichts beflügelte uns so sehr wie die Hoffnung, dass Osterhase, Samichlaus und Christkind unsere bescheidenen Wünsche erfüllen würden.



Mit dem Osterhasen verbindet mich eine schmerzliche Geschichte. Ich war fünf Jahre alt, lebte auf dem Lande bei einer Tante, einer bodenständigen Person, die weder Verständnis noch Zeit für Firlefanz hatte. Meine unbändige Fantasie war ihr ein Dorn im Auge. Als ich behauptete, den Osterhasen gesehen zu haben wie er durch das Gras hoppelte, gab es einen schmerzhaften Klaps, und ich musste ohne Nachtessen zu Bett gehen. Vor Herzeleid wollte ich wie gewohnt die Knöpfe an der Bettdecke abbeissen, aber nach dem letzten Verlust waren sie nicht mehr ersetzt worden.

Als Kinder pflegten wir Enttäuschungen mit ein paar Tränen wegzuschwemmen, aber die Corona-Krise kann man nicht wegtrösten, ebensowenig wie ein Leben in Angst vor Hurrikans, Vulkanausbrüchen, Überschwemmungen und Armut. Daran erinnert mich eine Reise in die Karibik.

Vor uns lag die flache Inselkette der *Turks and Caicos*, wo einst das kostbare Salz gewonnen wurde, und die nun zur Bedeutungslosigkeit abgesunken ist. Wie Schildkröten ragen rundherum Felsgebilde aus dem Meer, als wollten sie das Eiland gegen Feinde verteidigen. Nur - wer sollte diese öde Gegend erobern wollen? Es gibt keine Piraten mehr, die auf Frachtschiffe lauern; heute werden Diebe und Spione auf Funkstrahlen in feindliche Kommandozentralen gelenkt! Und doch nennen ein paar tausend Menschen diesen Flecken Erde ‚Heimat‘.



Am maroden Holzsteg konnten keine grossen Schiffe anlegen, weshalb die Kreuzfahrtschiffe ihre Passagiere per Tender an Land brachten. Barbara, eine Reisebekanntschaft, und ich gehörten zu den wenigen neugierigen Passagieren, die ausstiegen. Plärrende Lautsprechermusik empfing uns. Ein Kinderchor in Schuluniform sang aus voller Kehle, begleitet von hämmernden Schlaginstrumenten.



Einige Schüler hielten uns erwartungsvoll lächelnd ihre Sammelbüchsen hin, andere wollten uns zum Missionsgebäude begleiten, wo die Nonnen selbstgemachte Eiscreme verkauften, wie die Kleinen stolz verkündeten.

Wir spazierten die Strasse entlang, wo ausser ein paar Pickups von den umliegenden Farmen kaum Fahrzeuge unterwegs waren. Einige gepflegte, historische Gebäude zogen den Blick an, vor allem das Nationalmuseum, das aus dem Material von Schiffswracks gebaut war, die vor der Küste gesunken waren.

Bald fanden wir nur noch baufällige Häuser, durch deren verlotterte Gartenzäune die Hühner schlüpfen, und wilde Esel, die am Gras rupften.



Eine Ortstafel am Strassenrand wies auf eine unsichtbare Stadt hin. Wir zuckten die Schultern und machten kehrt.

Beinahe hätten wir die Souvenirbude übersehen, die hinter Palmenwedeln verborgen lag. Vielleicht doch noch eine Trouvaille? Wir traten ein und schauten uns im Dämmerlicht um. Eine ältere, dunkelhäutige Frau kam auf uns zu. Ihre dichte Mähne war kunstvoll frisiert und hoch aufgesteckt. Sie lächelte uns freundlich zu und sagte in gepflegtem Englisch: „God bless you! Schauen Sie sich ungeniert um.“ Muscheln, Bambuskörbchen, geschnitzte Figuren, Handarbeiten, Süßigkeiten in einem offenen Korb, Bonbons und Cola hielt sie feil. Vorwiegend Lokalkolorit, kein amerikanischer Trödeladen. Spinnweben hingen von den Balken, Staub lag überall, nicht gerade einkaufsfördernd. Wir begannen ein Gespräch mit ihr. Sie gab bereitwillig Auskunft.

„Wovon leben die Einwohner?“

„Sie sehen es selbst, wir leben sehr ärmlich hier. Ausser ein bisschen Fischerei und ein paar Feriengästen gibt es kein Einkommen. Die jüngeren Leute arbeiten auf anderen Inseln. Dreimal wöchentlich fährt ein Schiff.“ Sie zeigte auf ein paar abgegriffene Handarbeiten. „Die habe ich selbst gefertigt. Jetzt sind meine Augen so schlecht, dass ich nichts mehr herstellen kann.“

Überraschend schlug ihre Stimmung um und ihre Augen glänzten vor Stolz. „Es ging uns nicht immer so schlecht. Mein Mann war Pastor und kämpfte mit Martin Luther King für die Gleichberechtigung der Schwarzen. Ich durfte ihn dreimal in die USA begleiten.“ Der freudige Moment war vorbei und sie klagte besorgt, „Jetzt ist er pensioniert, und das Geld reicht nirgendwohin. Mein Laden bringt leider nicht viel ein. Nur wenige Fremde verirren sich hierher.“ Sie seufzte und zwang sich zu einem Lächeln. „Aber wir sind in Gottes Hand. Er hat uns bisher vor einem vernichtenden Hurrikan und anderen Naturkatastrophen verschont.“

Trotz allen Mitgeföhls konnten wir uns nicht dazu überwinden, etwas von diesem schmuddeligen Kram zu kaufen. Doch wir hinterliessen einen anständigen Batzen.

Sie sah nachdenklich auf das Geld in ihrer Hand und dankte uns mit feuchten Augen, „God bless you! Heute scheint mein Glückstag zu sein! Endlich kann ich wieder Medikamente für meinen Mann kaufen.“

Ich hatte diese Begegnung vergessen, bis uns Corona in die Zange nahm. Höhere Gewalt kann jeden treffen. Die einzige hilfreiche Versicherung gegen die Verzweiflung ist die Hoffnung, die wir selber nähren müssen. Die älteren unter uns kennen vielleicht noch den Roman von Hans Killian, einem Chirurgen, mit dem Titel: *Hinter uns steht nur der Herrgott!*

Ich wünsche Ihnen Gesundheit, Zufriedenheit und ein erfreulicherer neues Jahr.

2020
Bruna Moehl